

Religion ist durch die Jahrtausende kulturtragend gewesen, weil sie zugleich die verkörperte Kulturkritik enthielt.

Carl Friedrich von Weizsäcker

Rückkehr der Askese

Fastenpredigten werden wieder modern. Eine solche Feststellung mutet auf den ersten Blick kurios an. Denn übermäßig groß scheint der Andrang zu besonders im Zeichen der Predigt stehenden Gottesdiensten an den Sonntagen der Fastenzeit nicht zu sein – wenn überhaupt „Fastenpredigten“ in diesem Sinn in den Kirchen noch angeboten werden. Ist nicht eher das Gegenteil wahr? Daß Veranstaltungen solcher Art ihre große Zeit hinter sich haben! Ist nicht schon fast vergessen, daß es noch in den fünfziger Jahren – zumindest in manchen Diözesen – zum Ablauf des Kirchenjahres gehört hat, daß an den Fastensonntagen ein „besonderer“ Prediger in die Gemeinde kam, der vor oder nach dem Gottesdienst den „Andächtigen im Herrn“ klarmachte, daß Bußzeit ist, indem er ihnen ins Gewissen redete oder auch die Leviten las. Dieser Brauch ist fast ganz aus der Übung gekommen, wenn man einmal von Bischofskirchen oder anderen kirchlichen Zentren absieht.

An den Grenzen der anti-asketischen Kultur

Trotzdem ist es so: Fastenpredigten sind wieder in Mode. Nur: sie werden nicht mehr in der Kirche, sondern auf dem Markt der Meinungen gehalten, und sie sind in der Regel nicht religiösen, sondern ganz profanen Inhalts. Eine solche Fastenpredigt hielt schon vor Jahren der Nobelpreisträger *Konrad Lorenz* mit seinem Buch von den „Acht Todsünden der zivilisierten Menschheit“, eine solche Fastenpredigt – sogar eine mit recht erheblichem ethischem Tiefgang und Anspruch – ist *Erich Fromms* Buch über die Alternative von „Haben“ und „Sein“. Die Kapuzinerpredigt des vom Glauben an den technischen Fortschritt abgefallenen Informatikers *Karl Steinbuch* gegen die „Maßlosigkeit“ der Information gehört ebenfalls in diesen Zusammenhang. Und *Carl Friedrich von Weizsäcker* erklärt in seinem neuesten, erst vor wenigen Monaten erschienenen Buch lapidar: „Ich bekenne mich zu einer

elementaren Sympathie für den Gedanken asketischer Kultur“ (Deutlichkeit, München 1978, S. 70).

Vielleicht besteht ein innerer Zusammenhang zwischen dem Rückgang der einen und der Aktualität der anderen Fastenpredigten. Er könnte in der *scheinbaren* Allmacht der anti-asketischen Grundeinstellung unserer Zivilisation zu finden sein. Sie war zunächst in der Lage, jedem Gedanken an Verzicht, Buße, Fasten usw. ziemlich radikal den Boden zu entziehen, bevor sich ihre Macht als verborgene Schwäche erwies, so daß sich heute von ihren eigenen Aporien her die einst aus dem Verkehr gezogenen Haltungen und Einstellungen als notwendig aufdrängen. *Der Geist der Zeit, der gestern die Fastenpredigten verbot, hält sie heute.* Nur eingestehen wollte man das bisher nicht so recht. Offenbar würde durch ein solches Eingeständnis zuviel Redlichkeit verlangt.

Genauso freilich wie vor Jahrzehnten diejenigen, die den „Genuß ohne Reue“ als Maxime für alle Lebensbereiche predigten, eine schmale Avantgarde – mit allerdings bald unübersehbarer Gefolgschaft – waren, sind heute die Mahner zur Askese eine Minderheit von Vordenkern – deren überzeugte Gefolgschaft wohl nicht so schnell so groß werden wird. Das Gewicht des Anti-Asketischen in unserer Zivilisation ist zu erheblich, als daß es kurzfristig einschneidend reduziert werden könnte. Auf der anderen Seite sind die Zeichen der Zeit zu deutlich, als daß Mahnungen zum „Maßhalten“ – wie einst, als sie der Wirtschaftskanzler verkündete – als Verstiegenheiten abgetan werden und ungehört verhallen könnten.

Die Ausgangslage ist schwierig. „Die heutige Menschheit ist in ihrer Mehrheit arm, aber weder die reiche Minderheit noch die arme Mehrheit ist asketisch“ – so *Carl Friedrich von Weizsäcker* in dem erwähnten neuen Buch. Er sieht mit einigem Recht unsere Kultur – und zwar weltweit, also auch in sogenannten sozialistischen Systemen – durch drei Merkmale gekennzeichnet, die allesamt das genaue Gegenteil des Asketischen sind. Diese Kultur ist „konsum-

tiv“: ökonomische Bedürfnisse werden bejaht und erfüllt, der Konsum ist nachgerade ein eigener Wert, sie ist „strukturell kapitalistisch“: es werden Bedürfnisse geschaffen, um den Markt vergrößern und die Produktion steigern zu können, sie ist „technokratisch“: der Wert, der sich durchsetzt – auch dort, wo subjektiv andere Werte wie individuelle Freiheit, Solidarität, soziale Gerechtigkeit höher gestellt werden –, ist die Technik.

So tief verwurzelt – auch im ganz persönlichen Bewußtsein und Lebensstil des „normalen“ Zeitgenossen – diese Grundzüge unserer technisch-industriellen Zivilisation sind, so groß ist die Unsicherheit über ihren Sinn geworden. Auch wenn die Lage nicht in allem so bedrohlich ist, wie sie die Autoren des Berichts des Club of Rome – von vielen als Unheilspropheten geschmäht – geschildert haben, darüber, daß wir uns auf die Grenzen des Wachstums einzustellen haben, besteht weitgehende Einmütigkeit. Die Krisen um das Öl und der Streit um die Kernenergie haben auch dem letzten Optimisten demonstriert, daß die *Rohstoffbasis* der technisch-ökonomischen Produktion nicht unbegrenzt ist. Die vielfältigen *ökologischen Probleme*, auf die man in den letzten Jahren aufmerksam geworden ist, riefen in Erinnerung, daß die Machtausübung des Menschen über die Natur nicht grenzenlos sein kann, wenn sie nicht zur Selbstzerstörung führen soll. Der technische *Fortschritt* hat Folgen gezeitigt, von denen man beim besten Willen nicht mehr weiß, ob man sie unter diesen optimistischen Begriff subsumieren soll, demgemäß ist das Gefühl für die Ambivalenz des Fortschritts gewachsen – der harte Aphorismus von Karl Kraus „Der Fortschritt macht Portemonnaies aus Menschenhaut“ dürfte heute viel Sympathie finden –, und statt Zuversicht machen sich, ebenso irrational wie vorausgehende Euphorien, Angst und Mißtrauen breit. Schließlich gibt die Tatsache, daß unsere gegenwärtigen Lebensformen bis jetzt nicht verhindern konnten, daß in der *Dritten Welt* rund ein Fünftel der Menschheit in Hunger und absoluter Armut leben muß, Anlaß zur Skepsis hinsichtlich dieser unserer Lebensformen, ohne daß bisher plausible Modelle einer grundlegenden Änderung entwickelt worden wären oder sich gar durchgesetzt hätten.

Bejahung, nicht Verneinung der Schöpfung

Angesichts dieser mehr oder weniger deutlich erlebten und artikulierten Erfahrungen von „Sackgassen“ verbreitet sich das unbestimmte Gefühl, eine *Umorientierung* sei an der Zeit. Weniger verbreitet ist die Bereitschaft, mit ihr zu beginnen. Da die Umorientierung, um die es geht, Verzicht, Selbstbeherrschung, Askese heißt, ist sie nicht jedermanns Sache. Die Erkenntnis, daß dem weniger an *Haben* ein mehr an *Sein* entsprechen könnte, hat zwar den Beifall, aber nicht die Praxis der Mehrheit auf ihrer Seite. Sie zur Lebensregel zu machen ist vorerst eine Angelegenheit von einzelnen.

Slogans wie „Jute statt Plastik“ oder „small is beautiful“

erfreuen sich relativ großer Popularität. Gruppen, die aus ökologischen Besorgnissen heraus oder aus Solidarität mit der Dritten Welt einen alternativen Lebensstil propagieren, sind jedoch Außenseiter bzw. werden in diese Rolle gedrängt. Ob sie die richtigen Modelle geben, ist fraglich, daß sie etwas Wichtiges signalisieren, steht außer jedem Zweifel.

Wenn man das Anliegen solcher Gruppen im Grundsatz für richtig hält, bleiben ihnen gegenüber zwei Schwierigkeiten: daß sie elitär sind und daß sie bisweilen – etwas unvorsichtig ausgedrückt – einen penetranten Beigeschmack haben, der sich aus Wirklichkeitsferne und puritanischem Ernst, aus Reformhaus und Gartenlaube mischt. Wenn heute eine Askese „für alle“ an der Zeit ist, dann fragt sich, wie man dem Sinnvollen, das diese Gruppen tun, Breitenwirkung verleihen und wie man ihre Sonderbarkeiten vermeiden kann. Vielleicht kann hier eine *Rückbesinnung auf die christliche Kultur der Askese* – die ja einmal prägende Kraft hatte – weiterhelfen. Die Zugänge sind zwar durch den Verdacht der Leibfeindlichkeit und durch das Abschieben der Askese ins monastische Leben verbaut. Aber nicht alles daran war leibfeindlich, und deswegen dürfte der Verdacht auch nicht unwiderprüflich sein.

Seit es den Begriff Askese gibt, hat er *auch* religiöse Bedeutung. Bereits in der klassischen Antike meinte Askese neben körperlicher Ertüchtigung und Schulung des Geistes den Aufstieg zur religiösen Kontemplation. In dieser religiösen Bedeutung machte der Begriff nach der Übernahme durch die Kirchenväter im Christentum Geschichte. Aber auch in anderen Kulturen ist die religiös motivierte Entsagung als kulturprägendes Leitbild präsent.

Im *christlichen Verständnis* hat Askese immer zwei Aspekte: den *moralischen* und den *mystischen*. Geht es beim einen um die erforderliche Umkehr, um die neue Hinwendung zu Gott und zum Nächsten, um die Einübung sittlicher Grundhaltungen, um die Realisierung von Tugenden, so geht es beim anderen um wachsende Gotteserfahrung, „um die Reinigung des Herzens, um innere Sammlung und Gelassenheit und die damit geforderten Verzicht“, um ein Loslassen alles Eigenen und seiner selbst, um die Einübung hoffender Erwartung des den Menschen heimsuchenden Gottes (*Friedrich Wulf*). Dieser Aspekt ist dabei das Fundament für den moralischen. Grundlegend ist also nicht die *Leistung* des Menschen, sondern daß er sich losläßt und sich sagen läßt, wer er ist. Entscheidend ist die „Glaubensaskese“, in der sich der Mensch dem unverfügbaren Geheimnis öffnet. Ihr *Vorbild* und ihre *Ermöglichung* hat diese Askese in der Gestalt und im Geschick Jesu Christi, im Kreuz und im Ostergeschehen. Christliche Askese findet Selbstverwirklichung in der Selbsthingabe und lebt die Gegenwart „im Blick auf die künftige Herrlichkeit“. In dieser Perspektive kommt in der Askese die „Freiheit des Christenmenschen“ zu sich selbst.

Es scheint, daß sich gerade aus dieser Sicht *Antworten auf heutige Fragen* ergeben könnten. Und zwar aus drei

Gründen: weil deutlich wird, daß Askese die Verankerung braucht in einem Gesamtentwurf menschlichen Lebens und daß sie umgekehrt keine isolierte moralische Anstrengung ist, sondern ein Grundvollzug, der den gesamten Lebensstil – also nicht etwa bloß das Verhalten zur natürlichen Umwelt – prägt, weil Askese hier nicht als eine von außen kommende Last, sondern als Weg zur Befreiung erscheint, weil Askese hier Möglichkeit für alle, nicht bloß für auserwählte asketisch Begabte zu sein beansprucht.

Die *Einwände* gegen eine Beanspruchung christlicher Askese als „Modell“ liegen auf der Hand: Geht es ihr nicht nur um das Seelenheil des einzelnen, und wird sie nicht weltverneinend der Erde untreu? Es stellt der christlichen Praxis kein gutes Zeugnis aus, daß sich diese Einwände so festsetzen konnten. Denn weder individueller Heilsegoismus noch Weltverneinung gehören zum konstitutiven Programm christlicher Askese, sondern ganz im Gegenteil die Bejahung der Schöpfung und die Verantwortung für den Nächsten.

Fasten ist in der christlichen Tradition mit der *Heiterkeit des Herzens* verknüpft. Mt 6, 16: „Wenn ihr fastet, dann macht kein finsternes Gesicht wie die Heuchler!“ Bei Augustinus heißt es, es sei ganz gleichgültig, was und wieviel einer esse, sofern dabei nur das *Wohl seiner Mitmenschen* und sein eigenes gewahrt werde; worauf es ankomme, sei: mit welcher Heiterkeit des Herzens er verzichte, „*wenn Not oder Sollen es verlangen*“ (zitiert bei J. Pieper, *Das Viergespann*, München 1964, S. 252). Und für Thomas von Aquin ist die Askese alles andere als die Verpflichtung zur Selbstkasteiung, sondern „*Verwirklichung der Ordnung der Vernunft*“. Er bejaht deshalb die Frage, ob der Mensch durch allzu strenges Fasten sündigen könne, und unterschlägt auch die Bemerkung nicht: „Wenn einer mit Wissen so sehr des Weines sich enthielte, daß er dadurch die Natur arg beschwerte, wäre er nicht frei von Schuld“ (a. a. O. S. 255). Ist die Vermutung unbescheiden, daß die christliche Überlieferung einen Lebensstil anbietet, der wahrhaftig alternativ ist – ohne so alternativ zu sein, daß er sich nur für asketische Exzentriker eignen würde?

Eine kirchliche Tugend?

Eine solche Vermutung ist nur dann nicht unbescheiden, wenn diejenigen, die sie ex professo übernehmen, Beweismaterial dafür liefern, daß sie richtig sein könnte, d. h., wenn Christen bereit und in der Lage sind, so überzeugend gegen manche eingefahrenen Konventionalitäten und Konformismen zu leben, daß auch den anderen verständlich wird: das wäre eigentlich ein Weg, der weiterhelfen könnte. Daß dabei die Christen nicht nur sich selber inspirieren, sondern auch auf das angewiesen sind, was anderen einfällt, und insbesondere auf das, was andere nötig haben, versteht sich von selbst und ergibt sich aus dem skizzierten Verständnis christlicher Askese zwangsläufig.

Ein solcher Lebensstil hat naturgemäß viele Formen und Verwirklichungsmöglichkeiten. An eine wird dabei vielleicht besonders wenig gedacht: die *institutionell-kirchliche*. Askese wird in aller Regel als Laientugend – im Sinne der Frömmigkeit und des verantwortlichen Lebens in der Welt – oder als Standestugend im Sinne einer besonderen Spiritualität der Geistlichen und Ordensleute verstanden. Wäre es nicht wichtig, sie auch einmal ganz dezidiert als *kirchliche Tugend* zu sehen, also als eine Tugend, die auch der Kirche selbst als Institution und Glaubensgemeinschaft abverlangt wird.

Askese als kirchliche Tugend würde zunächst die Bereitschaft zu einer Korrektur der Einstellung zum *materiellen Besitz* einschließen. Die Idee der armen Kirche ist nicht deshalb falsch, weil die Kirchen in der Bundesrepublik reich sind. Gewiß läßt sich nicht bestreiten, daß die Kirchen zu den Institutionen in unserem Land gehören, die das viele Geld, über das sie verfügen, sehr sinnvoll ausgeben. Daß sie etwa hierzulande nicht nur die stärkste entwicklungspolitische Lobby sind, sondern auch Jahr für Jahr erstaunliche Summen für die Dritte Welt aufbringen, gehört hierher. Niemand wird deshalb wünschen, die Kirchen sollten ihr Geld nicht mehr bekommen (mit der Folge, daß es anderswo weniger sinnvoll ausgegeben würde). Trotzdem sollte man den Gedanken mehr an sich heranlassen, was es für eine Kirche, die Leitbild einer Haltung des Loslassens, des Gewinns im Verzicht sein soll, bedeutet, wenn sie als Großunternehmen rangiert und wenn ihre Geistlichen den Status höherer Beamten haben. Zumindest zur Selbstbesinnung, aber auch zu mancher faktischer Korrektur, besteht Anlaß.

Auch auf den Umgang mit *Macht* und *Modernität* könnten vom Gedanken der Askese heilsame Anstöße auf den institutionellen Bereich ausgehen. Kommt es nicht vor, daß der Einfluß, der den Kirchen im öffentlichen Leben zuerkannt wird, ungenierter und selbstsicherer geltend gemacht wird, als es ihrer tatsächlich gegebenen Ausstrahlungskraft auf die Gesellschaft entspricht? Und ist der Eindruck so falsch, daß in die Leitung der Kirchen die Modernität insofern übermäßig vorgedrungen ist, als geradezu technokratisches Management und durchrationalisierte Bürokratien den Heiligen Geist so perfekt zu verwalten scheinen, daß er sie kaum noch in Verlegenheit bringen dürfte?

Schließlich ließe sich aus der Tugend der Askese für die *Verkündigung* das Postulat der *Konzentration* erheben, der Konzentration auf das Wesentliche im Glaubensinhalt, auf das Elementare im Glaubensvollzug. Das liefe dann wieder auf die Einübung in Askese hinaus: in die Erfahrung des verborgenen Gottes, in die Nachfolge des Sohnes, in eine Brüderlichkeit, die verzichten und teilen kann. Vielleicht ist das wichtigste Indiz dafür, wie weit das gelingt, die greifbare Präsenz der „Heiterkeit des Herzens“. Sie würde anzeigen, daß das Leben der Kirche tatsächlich, wie es sich für ein Christenleben gehört, in der Spannung zwischen Fastenzeit und Ostern angesiedelt ist – und daß dabei Ostern das letzte Wort hat. Hans Georg Koch